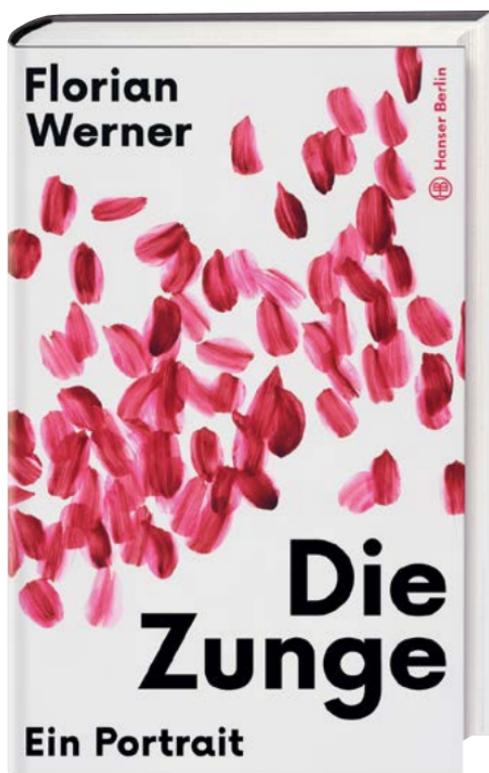


Leseprobe aus:
Florian Werner
Die Zunge



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2023 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

 HANSER BERLIN



**Florian
Werner** **Die
Zunge**

Ein Portrait | Hanser Berlin

1. Auflage 2023

ISBN 978-3-446-27729-8

© 2023 Hanser Berlin

in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: Benjamin Houlihan, licked painting, 2014, Detail

© VAN HAM Kunstauktionen GmbH & Co. KG

Satz: Sandra Hacke, Dachau

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C083411

für Jim

Inhalt

9	kosten
23	staunen
45	lecken
67	schmecken
93	zeigen
117	küssen
145	sprechen
173	stechen
187	abschneiden
209	danken
210	zitieren
215	abbilden

kosten

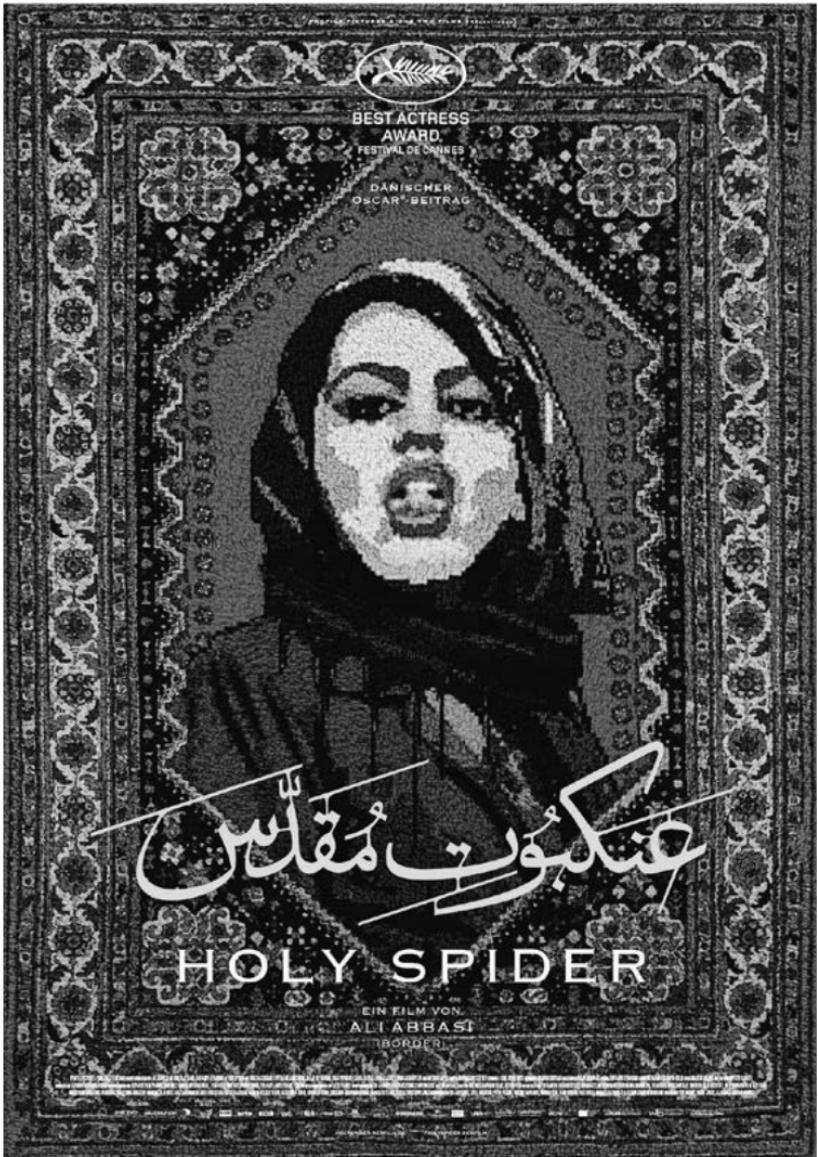
Study my tongue!

White Noise

Plötzlich ist sie in aller Munde.

Nachdem die menschliche Zunge jahrtausendlang, im eigentlichen Sinne des Wortes, ein Schattendasein fristete, verlässt sie neuerdings immer häufiger ihren verborgenen Ort im Oralraum und fordert die ihr zustehende Aufmerksamkeit. Sie biegt sich. Sie rollt sich zusammen. Sie reckt und streckt sich, sie leckt lasziv die ihr nahe stehenden Lippen, spricht selbstbewusst von ihren Fähigkeiten und zeigt sich in all ihrer verkannnten Pracht. Ich, so scheint sie mit jeder speichelschimmernden Papille, mit jedem Zucken eines ihrer zahlreichen Muskel bekräftigen zu wollen, bin ein vielsagendes Wesen. Ein Zentralorgan. Vielleicht der wichtigste Körperteil des Menschen.

Gerade aus der zeitgenössischen Kultur ist die Zunge kaum wegzudenken. In der Verfilmung des Don-DeLillo-Romans *Weißes Rauschen* aus dem Jahr 2022 fordert ein Privatlehrer den Protagonisten dazu auf, seine Zunge zu betrachten, um dadurch die Geheimnisse der deutschen Artikulation zu erlernen: »*Tomorrow is Tuesday*. ›Mor-gen ist Diens-tag.« Auf dem Plakat zum Kinofilm *Holy Spider*, ebenfalls aus dem Jahr 2022, ist eine verschleierte iranische Frau zu sehen, die dem Betrachter provokant die Zunge herausstreckt (Abb. 1) – eine Geste, die auf noch vergleichsweise freundliche Weise die Stimmung etlicher Protestierender gegenüber dem theokratischen Regime



1 Plakat für den dänischen Oscarbeitrag *Holy Spider* (2022)

des Landes zusammenfassen dürfte. Und im Video zu dem Song *Tongues* der indigenen kanadischen Sängerin Tanya Tagaq kämpft ein riesiges, aus der arktischen Tundra ragendes Sprechorgan gegen die Kreuze der christlichen Kolonisatoren und damit implizit gegen deren hegemoniale *weiße* Kultur. »You can't have my tongue«, singt Tagaq im traditionellen Kehlkopfgesang der Inuk. Meine Zunge gehört mir.

Natürlich ist die Zunge gerade für Sängerinnen und Sänger schon aus Gründen der Artikulation unerlässlich. Aber auch darüber hinaus ist das Organ in der Popmusik allgegenwärtig, sei es in Videos, auf der Bühne, auf Postern, Plattencovern oder in den Texten. »Acid landing on my tongue / I think you know we've just begun«, säuselt Anthony Kiedis von den Red Hot Chili Peppers im Song mit dem bezeichnenden Titel »Tippa My Tongue«, der zugehörige Clip zeigt eine psychedelische Kamerafahrt von der Zungenspitze über deren Rücken hinab in den Rachen des Sängers. Mit dieser expliziten Bildsprache befindet sich die Gruppe in guter, ja überlebensgroßer Gesellschaft: Schließlich ziert eine knallrote, suggestiv zwischen halbgeöffneten Lippen herausgestreckte Zunge das Logo der mutmaßlich berühmtesten Rock-'n'-Roll-Band der Welt.

Auch in der Belletristik erlebt das Organ, lange fast totgeschwiegen, eine erstaunliche Renaissance. In ihrem Erzählband *Mutterzunge* schildert die Autorin Emine Sevgi Özdamar, wie sie beim Anblick des Kölner Doms ihre titelgebende Zunge, das heißt die türkische Sprache, verlor – und daraufhin beschloss, ihre »Großvaterzunge«, nämlich das Arabische, zu erlernen. Der französische Schriftsteller Michel Houellebecq wiederum erzählt in seinem jüngsten Roman *Vernichten* von einem alternenden, an einem Mundhöhlenkarzinom erkrankten Mann, der so leidenschaftlich an seiner Zunge hängt, dass er lieber stirbt, als sich den krebsbefallenen Körperteil entfernen zu lassen.

Doch nicht nur in Film, Musik und Literatur – auch in der bildenden Kunst kommt die Zunge, als Werkzeug wie auch als Motiv, vermehrt zum Einsatz. Der deutsche Maler Benjamin Houlihan beispielsweise (von dem auch das Cover dieses Buches stammt) setzt seine Zunge als körpereigenen Pinsel ein und gestaltet damit leckend ganze White-Cube-Wände. Die Künstlerin Kiki Smith erforscht mit ihrer Zungenspitze die Ritzen von Möbelstücken. Der jüngst verstorbene Performance-Künstler und Direktor des ZKM in Karlsruhe Peter Weibel mauerte seine Zunge einst in Beton ein. Und die mexikanische Künstlerin Teresa Margolles platzierte die abgeschnittene Zunge eines Jugendlichen auf ein Podest und erhöhte sie so zum stummen (und gleichzeitig himmelschreienden) Mahnmal gegen Gewalt.

In den Laien-Bildstrecken der sozialen Netzwerke hingegen erfüllt die frech in die Kamera gehaltene, gern auch gepiercte Party-Zunge längst die Funktion eines vollständigen Aussagesatzes: Sie signalisiert, dass man gerade wahnsinnig viel Spaß



2 Die Zunge spricht, auch wenn wir schweigen

hat und die Daheimgebliebenen an den Endgeräten echt was verpassen (Abb. 2). In der zeitgenössischen Rollenspielwelt bekämpft ein Schlecker-Pokémon namens Schlurp seine Gegner mit der sogenannten Zungenschelle, im Straßenverkehr setzen Sehbehinderte Zungenschnalzlaute zur räumlichen Orientierung ein, und auch in der Schul- und Zahnmedizin ist die tragende Rolle, die die Zunge bei einer ganzheitlichen Krankheitsdiagnostik spielen kann, endlich erkannt worden. Die Liste ließe sich ewig fortsetzen, zumindest so lang wie die Zunge einer Giraffe, und die misst immerhin stattliche fünfzig Zentimeter. Die kupierte Fassung lautet: Der Mensch erscheint im Glossozän. Wir leben im Zeitalter der Zunge.

Sagen Sie mal Ah! Noch vor wenigen Jahrzehnten wäre eine solch ostentative Zurschaustellung des menschlichen Oralorgans undenkbar gewesen. In der westlichen Kunst war die Darstellung weit aufgerissener Münder sowie deren Inhalts traditionell auf sehr wenige Figuren, zumeist niedrigen Stands und üblen Leumunds, beschränkt: Bis weit in die Neuzeit gehörten Zungen, wenn sie auf Gemälden, in Zeichnungen oder an Skulpturen zu sehen waren, fast ausschließlich Narren, Betrunkenen, Wahnsinnigen oder Verdammten auf dem Weg zur Hölle.

Selbst die notorisch transgressive Popkultur blieb beharrlich zungenscheu, zumindest wenn sie auf den Mainstream abzielte: Noch Ende der 1980er Jahre musste die amerikanische Glamrock-Band Poison das Cover ihres Albums *Open Up and Say ... Ahh!* für den heimischen Markt kaschieren, weil das darauf dargestellte Organ vermeintlich zu lang, zu animalisch, zu schlüpfrig, mit einem Wort: zu zungenhaft war. Eine veritable

Zungenkusskunst schließlich, wie sie das altindische Kamasutra bereits vor 1700 Jahren entwickelte, sucht man in der westlichen Tradition vergebens. Anders gesagt: Die Zunge galt für die längste Zeit ihres Daseins, einer ihrer vorzüglichsten Eigenschaften zum Trotz, als geschmacklos. Sie diente zur Sprach-erzeugung, war aber selbst unaussprechlich. Woher also diese überraschende Wende?

Zum einen, so darf man vermuten, hängt der jüngste Bilder- und Beschreibungsboom der Zunge mit einer generellen Erweiterung des Vorzeig- und Sagbaren seit den 1960er Jahren zusammen. Die Vertreterinnen und Vertreter der damals aufkommenden Gegenkulturen streckten ja nicht nur dem Establishment die Zunge heraus – es wurden auch etliche andere, zuvor verfeimte Körperteile und Leibesfunktionen provokativ ans Licht gezerrt, thematisiert, enttabuisiert. Auch der öffentliche Diskurs vom Sex, an dem die Zunge nicht ganz unbeteiligt ist (sowohl am Diskurs als auch am Sex), nimmt in dieser Zeit seinen Ausgang: Nicht von ungefähr wird Mick Jagger, eines *der* männlichen Sex-Symbole des 20. Jahrhunderts, maßgeblich mit seiner kraftvoll-virilen Zunge assoziiert. Nicht umsonst spielte Jimi Hendrix, Gitarrengott der Sixties und Headliner des Woodstock-Festivals, seine Gitarre bisweilen (und ohne erkennbaren musikalischen Mehrwert) mit der herausgestreckten Zunge.

Das Vorzeigen der Zunge mutierte im vergangenen halben Jahrhundert also vom Symbol kindlich-jueniler Trotzhaltung zu einer auch unter Erwachsenen gebräuchlichen, bisweilen sexuell aufgeladenen, auf jeden Fall provokativen, antiautoritären Geste – die dennoch einer Weltkarriere nicht im Weg stehen muss. Schließlich handelt es sich beim Zungeherausstrecken um eine recht harmlose Grenzüberschreitung, die schnell wieder rückgängig gemacht werden kann. Anders als Penis,

Vulva, Brüste oder den entblößten Hintern kann man die Zunge in Sekundenbruchteilen wieder verschwinden lassen und die Provokation, wenn nicht ungesehen oder gar ungeschehen machen, so doch mit den zusammengepressten Lippen kassieren.

Das Zungezeigen wäre mithin eine Art Rebellion light, die hervorragend in unsere marktförmige Gegenwart passt. Dass deswegen aber längst nicht alle folgenlos dieses Organ zeigen können, lässt sich am Beispiel von Armin Laschet studieren: Im Sommer 2021 besuchte der Politiker, damals noch Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen sowie Kanzlerkandidat der Union, das von einer Flutkatastrophe verwüstete Ahrtal. Während einer Rede des Bundespräsidenten stand Laschet abseits, wählte sich unbeobachtet, machte einen Scherz und grinste – das war der Anfang vom Ende. Das Foto des spitzbübisch die Zunge zwischen den Zähnen hervorpressenden CDU-Mannes besiegelte seine Ambitionen auf das höchste Regierungsamt des Staates.

Fremd-Körper Der Fall Laschet zeigt: Die Zunge ist ein tückisches, ein trickreiches Wesen. Obwohl sie anatomisch nur wenige Zentimeter vom Gehirn entfernt ist, von jenem Organ also, das doch eigentlich ihre Bewegungen und Regungen kontrollieren sollte, scheint sie bisweilen ihre eigenen Absichten zu verfolgen – und zwar bevorzugt solche, die dem Willen des Zungeninhabers zuwiderlaufen. Sie zeigt sich zur Unzeit, sie lispelt und lallt, sie verplappert sich, sie hat ihren eigenen Kopf. Wenn es eines Beweises für das Diktum von Sigmund Freud bedürfte, dass *»das Ich nicht Herr sei in seinem eigenen Haus«*: Die Zunge wäre der beste Beweis. Sie ist der Untermieter, dem

die Hausordnung egal ist, den man aber auch nicht vor die Tür setzen kann.

Das Wissen um diese merkwürdige Independenz der Zunge ist alt: Redewendungen wie *Hüte deine Zunge!* oder *Ich könnte mir die Zunge abbeißen!* (wenn diese, allen Warnungen zum Trotz, doch etwas fahrlässig ausgeplaudert hat) zeigen, dass wir dem Organ, das doch so zentral ist für unsere Identität, unsere Selbstdarstellung und Weltbeziehung, nicht recht über den Weg trauen. Die Zunge, könnte man sagen, ist uns das Eigenste und Fernste zugleich. Sie ist ein ambivalenter Fremd-Körper, ein Teil unseres Selbst und gleichzeitig ein eigenständiges Wesen: unberechenbar und schlüpfzig wie die Schlange, die bekanntermaßen *eine gespaltene Zunge hat*.

Womöglich fällt dieses Misstrauen heute – in einer Zeit, in der wir uns immer weniger als selbstwirksam erfahren, angesichts einer zunehmend komplexen und epistemisch zersplitterten Wirklichkeit – auf besonders fruchtbaren Boden. Die Machtlosigkeit, die wir gegenüber unserer Zunge empfinden, versinnbildlicht im Kleinen den Mangel an Einfluss, den wir im nationalen und erst recht globalen Maßstab in Bezug auf politische, ökonomische und ökologische Prozesse erfahren. Die Philosophie kennt für dieses Gefühl der Überwältigung den Begriff des Erhabenen; in der Regel ist es mit großen Phänomenen wie den Bergen oder dem Meer assoziiert. Im Vergleich zu den Alpen mag die Zunge zwar klein sein – doch auch sie führt uns unsere Impotenz immer wieder, mit jedem Lislper und Freud'schen Versprecher, unbarmherzig vor Augen. Sie verkörpert das *orale Erhabene*. Die Zunge ist das Überwältigende, das Unfassbare im eigenen Mund.

Zugleich weist sie uns unerbittlich auf unsere phylogenetischen Wurzeln hin. Bereits der *Australopithecus*, ein früher Vorläufer des Menschen, hatte, als er sich vor dreieinhalb Mil-

lionen Jahren auf die Hinterbeine stellte, eine Zunge im Mund. Selbst jener urtümliche Fleischflosser, der vor circa 365 Millionen Jahren als erstes Wirbeltier seinen Körper ins Trockene brachte und damit den entscheidenden evolutionären Schritt vom Wasser zum Landleben vollzog, dürfte bereits über einen u-förmigen Knochen im Unterkiefer verfügt haben, aus dem sich im Lauf der folgenden Jahrillionen das sogenannte Zungenbein und schließlich die Zunge entwickelte. Ihre Entstehung ist vermutlich eine direkte Reaktion auf die veränderten Ernährungsbedingungen an Land. Nicht nur der sprachbegabte *Homo sapiens*, auch etliche andere Wirbeltierarten besitzen daher eine Zunge.

Das bedeutet: Diesem Organ haftet, ganz wertneutral gesprochen, etwas zutiefst *Animalisches* an. Es verbindet uns anatomisch mit dem Tierreich, mit sabbernden Hofhunden, Fliegen fangenden Fröschen oder Katzen, die mit der Zunge das kotverschmierte Fell ihres Nachwuchses sauber machen. Durch ihre schiere Existenz verweist die Zunge auf die grundlegendsten Bedürfnisse des saugenden, kauenden, verdauenden Körpers; Eigenschaften, die wir mit etlichen anderen Lebewesen teilen. Wenn einem Menschen die Zunge heraushängt, wird dies entsprechend meist als Zeichen *tierischen Durstes* oder *bestialischer Geilheit* interpretiert. Man betrachte in diesem Zusammenhang Jim Carrey in der Filmkomödie *Die Maske*, dem beim Anblick einer attraktiven Blondine die Zunge ellenlang aus dem Mund schlackert.